

Zur Lautlehre der Strassburger Eide.

Die Französischen Eide vom J. 842 sind nach der allgemein anerkannten Ansicht Diezens so gut überliefert, dass ihr Text nur eine Entstellung zeigt (*suo* statt *sua*)*). Für die Bemerkungen, die ich im folgenden über die Ueberlieferung der Eide machen will, lege ich den Text von Bartschens Chrestomathie de l'ancien français Sp. 3—4 zu Grunde. Doch ist in diesem Texte *aiudha* 3, 21. 4, 19. *que* 4, 16. *nun* 4, 17 zu bessern. Schon Diez (altrom. Sprachdenkm. S. 8) und Brakelmann (Zeitschrift für Deutsche Philologie III. S. 92) haben gezeigt, dass *aiudha* der Form mit *j* vorzuziehen ist. *ae* in *quae* ist gar kein Romanischer Laut; der Schreiber versah nur deshalb *e* mit einem Häkchen, weil ihm vom Lateinischen her nur *que*, nicht *que* bekannt war. Statt des *non* 4, 17, das Bartsch aus der Abkürzung auflöste, entspräche *nun* wie 4, 20 besser der Orthographie der Eide.

non 4, 18 erklärt sich daraus, dass sich der Schreiber verführen liess, die Lateinische Form zu setzen, wo diese, wie in *que* und *nunquã*, sich nur durch einen kleinen Zug von der Romanischen unterschied. So wenig mich der Strich, den der Schreiber über das *a* von *nunqua* machte, veranlasst, dieses für eingemischtes Latein zu halten, ebenso wenig hält mich die Lateinische Form der Worte *in damno sit*, deren Schreibung auch Romanisch völlig correct ist, davon ab, auch diese für ächt Romanisch zu erklären. *in damno sit* steht im Gegensatze zu dem *in aiudha er* am Schlusse des zweiten Eides. Es scheint mir natürlicher, *damno* (wie *aiudha*) als Romanischen Accusativ zu betrachten, denn es für einen Lateinischen Ablativ zu erklären, der obendrein dem Sinne minder als der

*) G. Paris (sur le rôle de l'accent latin S. 24) hält für möglich, dass *o* in *suo* den Laut des dumpfen *e* bezeichnet.

Accusativ entspricht. Wir emendieren also *nun* 4, 18, *nunqua* 3, 24 und halten auch die Worte *in damno sit* für Französisch.

Nur in den unbetonten Vocalen der Endsilben (*a, o, e*) scheint die Aussprache schwankend gewesen zu sein. *a* blieb unverändert ausser in *fazet* 3, 23. *o* und *e* blieben in einsilbigen Worten und nach einer Doppelconsonanz, die im Auslaut unaussprechbar wäre; Ausnahmen sind nur *Karle* 3, 25 neben *Karlo* 3, 21. 4, 16 (u zeigen *déus* und *Kárlus*, doch *o meós*) und *fradra* 3, 22 neben *fradre* 3, 21. 4. 16.

In einem Falle scheint die Schrift der Aussprache nicht genau zu folgen, nämlich in den Formen *savir podir dist mi sit*, in denen *i* begegnet, während wir *ei* wie in *dreit* erwarten sollten. Dieses *i* ist wenigstens in *savir podir dist sit* in der Französischen Sprache unerhört*). Da wir nun hin und wieder den Diphthong *ei* durch \dot{e} ausgedrückt finden (wie im Alexander-Bruchstück V. 74 und öfter im Anglonormannischen Brandan in der Handschrift Cotton Vesp. B. X), so ist die Möglichkeit vorhanden, dass der Schreiber in den angeführten Wörtern \dot{e} vor sich hatte, dieses für eine Correctur statt für einen Diphthong ansah und mechanisch *i* in den Text setzte, wo *ei* gemeint war. Denkbar wäre jedoch auch, dass der Schreiber der Original-Urkunde den Laut *ei*, der dem langen *i* gewiss sehr nahe kam, durch *i* für genügend bezeichnet hielt. Das von Diez S. 8 angeführte *secundum meum savirum* lässt sich aus demselben Grunde erklären. Wollen wir die Aussprache genau wiedergeben, so müssen wir *saveir podeir deist mei seit* schreiben.

Ausserdem ist die einzige Form, die lautliche Schwierigkeiten macht, *tanit*, das nach Diez S. 12 = *tenet* sein soll. Aber die Form *tanit* ist schon deshalb unhaltbar, weil sie gegen das Auslautsgesetz verstösst. Die Form *tanit*, die nach

*) Die Formen *podibat* und *podist* (Burguy, grammaire II. 45) finden sich nur in Denkmälern, welchen in der Wiedergabe der Laute nicht zu trauen ist; jenes in einer Merovingischen Urkunde (Marini, papiri dipl. S. 100, um das Jahr 697), dieses im Bruchstück von Valenciennes, Picardisches *seir* und *veir* (Diez, Grammatik II^o, 240) haben in älterm *seir* und *veir* ihren Grund.

einfachem Consonanten ein unbetontes *e* der letzten Silbe behält, ist dem Lateinischen gegenüber ebenso unberechtigt als im Verhältniss zu den spätern Französischen Formen. Nicht minder auffallend ist der Uebergang eines Lateinischen *ë* in *a*. Diez bringt nur Beispiele dieses Ueberganges für betontes *e* in Position und für unbetontes *e*, die nichts beweisen. Ich schlage vor, statt *mun los tanit* zu lesen: *lo franit*. \bar{n} schrieb der Schreiber, weil ihm *mun conservat* vorschwebte; er gab aber die folgenden Worte seiner Vorlage wieder, ohne \bar{n} zu entfernen. Wie nahe die Buchstaben fr dem ft der Handschrift stehen, lehrt ein Blick auf eines der Facsimiles. Nach Wattenbach (Anleitung zur lat. Palaeographie. Buchstabe T.) gab es ein dem *r* sehr ähnliches *t*, das vielleicht den Schreiber verführte, *r* seiner Vorlage für *t* zu halten. Dem Sinne entspricht *franit* vollkommen; der Deutsche Text hat *forbrichhit*; der Form nach ist es die nothwendige Zwischenstufe zwischen lat. *frangit* und frz. *fraint*. Erst der Uebergang des mouillierten *n*, das in *franit* durch *ni* ausgedrückt ist, in das nasale hat gleichzeitig dem Diphthong *ai* in *fraint* seine Entstehung gegeben.

Hermann Suchier.

Zur Metrik der Eulalia-Sequenz.

Die Metrik der Eulalia-Sequenz ist schon an mancher Stelle erörtert worden, und doch scheint mir der Gegenstand noch nicht erschöpft zu sein. Ich führe kurz die Literatur auf, wo die Frage berührt ist:

Willems, *Elnonensia* 1837, S. 23.

Dinaux, *les trovères de la Flandre* 1839, S. 6*).

F. Wolf, über die Lais, Sequenzen und Leiche 1841, S. 115. 117.

Ackermann, *traité de l'accent* 1843, S. 65*).

*) Mir nicht zugänglich.